

Gudrun Mitschke-Buchholz

Lebenslängliche Reise

Briefe der jüdischen Familie Herzberg
aus Detmold 1939–1946

Verlag für Regionalgeschichte
Bielefeld 2013

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort	7
1. Einleitung	11
1.1 Hinterlassene Briefe – verborgenes Erbe	11
1.2 Überlieferung	26
1.3 Editorische Vorbemerkung	32
2. Die Familie Herzberg. Jüdisches Leben auf dem Lande und in der Kleinstadt	33
3. Diffamierung, Ausgrenzung, Bedrohung und Zerstörung der wirtschaftlichen Existenz	53
4. Mit dem Kindertransport nach England	79
5. Familiengefüge und Rollenverständnis im Wandel	90
6. »Die Lieben müssen den Hexenkessel sofort verlassen.« Flucht aus Deutschland – aber wohin?	136
6.1 Niederlande	151
6.2 Australien	157
6.3 Nord-Rhodesien	174
6.4 Chile	195
6.5 Shanghai	206
6.6 Vereinigte Staaten von Amerika	209
7. »Wieviel Heimat braucht der Mensch?« Leben im Exil	243
8. »Hitler has a lot to answer for ...« Zum Kriegsverlauf	287
9. »God might help and save us all.« Das Ende	296
10. »Was soll ich Dir sagen ...« Beileid und doch kein Trost	331
11. »Das Leid, was uns angetan, ist zu groß, man kommt nie darüber hinweg.« Weiterleben mit dem Trauma	349
12. Schlussbetrachtung	382
Briefe der Familie Herzberg	389
Dank	570
Stammbaum der Familie Herzberg	572
Literaturverzeichnis	576
Personenregister	584
Ortsregister	589

Geleitwort

Mehr als 400 Briefe und Postkarten hat der 1921 in Detmold geborene Fred Herzberg auf seiner »Lebenslänglichen Reise« bis zu seinem Tod wohl verwahrt mit sich getragen. Es sind vor allem Briefe der zurückgebliebenen und später im Konzentrationslager ermordeten Eltern und der Schwester Gerda, die sie ihm zunächst nach England geschickt haben, wohin ein Kindertransport für den Siebzehnjährigen zur Rettung wurde.

Diese Briefe kehren mit der vorliegenden Veröffentlichung nach Detmold zurück. Sie geben einen Einblick in die ständig bedrohlicher werdende existentielle Situation der angesehenen Kaufmannsfamilie Herzberg. Für den Sohn sind diese Briefe Last und Schatz zugleich gewesen. Last wegen des Schuldgefühls des Überlebenden, der die Angehörigen nicht vor der Vernichtung bewahren konnte, Schatz, weil sie ein bleibendes Zeugnis der elterlichen Liebe sind.

Die Stadt Detmold und die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Lippe sind dankbar, dass Joanne Herzberg, Freds Tochter, diese Briefe zur Veröffentlichung in die bewährten Hände von Gudrun Mitschke-Buchholz gegeben hat.

So erhält die Familie Herzberg wieder einen Platz im Gedächtnis vieler Detmolderinnen und Detmolder.

Detmold, den 10. September 2013

Rainer Heller

Bürgermeister der Stadt Detmold

Gertrud Wagner

Ev. Vorsitzende

der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Lippe e.V.

Für Fred Herzberg

Herbstzeitlosen

Für uns, denen der Pfosten der Tür verbrannt ist,
an dem die Jahre der Kindheit
Zentimeter für Zentimeter
eingetragen waren.

Die wir keinen Baum
in unseren Garten pflanzten,
um den Stuhl
in seinen wachsenden Schatten zu stellen.

Die wir am Hügel niedersitzen,
als seien wir zu Hirten bestellt
der Wolkenschafe, die auf der blauen
Weide über den Ulmen dahinziehn.

Für uns, die stets unterwegs sind
– lebenslängliche Reise,
wie zwischen Planeten –
nach einem neuen Beginn.

Für uns
stehen die Herbstzeitlosen auf
in den braunen Wiesen des Sommers,
und der Wald füllt sich
mit Brombeeren und Hagebutten –

Damit wir in den Spiegel sehen
und es lernen
unser Gesicht zu lesen,
in dem die Ankunft
sich langsam entblößt.

Hilde Domin

1. Einleitung

1.1 Hinterlassene Briefe – verborgenes Erbe

»Although what has happened to my family and millions of others during the Holocaust has probably been mankind's worst crime in all of history, I have learned to live with the past after all these years. It is Joanne who is so interested in this period of personal history and she tries to find out as much as she can about it. For myself, although I can never forget the past, I try to live in the present and whatever future there may be left for me.«¹

Als Fred Herzberg, der 1921 als Fritz Herzberg in Detmold geboren wurde, dies im Jahre 2006 schrieb, blickte er auf ein Leben zurück, das durch eine Katastrophe zerrissen worden war. Durch den Völkermord hatte er seine Eltern, seine Großmutter, seine Schwester und Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen – insgesamt vierzehn seiner Anverwandten – verloren. Weitere Familienmitglieder überlebten Verfolgung und lange Jahre der Lagerhaft schwer geschädigt. Fred Herzberg selbst konnte durch die Auswanderung im Jahre 1939 zunächst nach England, danach in das damalige Nord-Rhodesien im selben Jahr und letztlich durch die Immigration im Jahre 1947 in die USA gerettet werden. Durch die erzwungene Emigration, durch die Austreibung der jüdischen Bevölkerung aus dem Land, das sie seit Generationen als ihr Zuhause verstanden hatte, wurde die einstmals große Familie Herzberg auseinandergerissen und musste ein Leben auf unterschiedlichen Kontinenten als Flüchtlinge mit schwerwiegenden Verlusten auf sich nehmen.

Fred Herzberg hatte sich geschworen, nie wieder einen Fuß auf deutschen Boden zu setzen und hatte jede offizielle Einladung, seine Geburtsstadt zu besuchen, strikt abgelehnt. Auf vorsichtige Kontaktaufnahmen aus den Jahren 1989 und 1990 durch den Archivpädagogen Wolfgang Müller reagierte er – so erinnert sich seine Tochter Joanne – zunächst mit Unmut und Misstrauen, um dann doch nach erstem Zögern die regionale Forschung kenntnisreich, überaus freundlich und in vielerlei Hinsicht zu fördern und zu unterstützen.

Bekannt war vor Ort bis dahin lediglich, dass Fred Herzberg zu denjenigen gehörte, die Deutschland mit einem Kindertransport hatten verlassen können, während seine Familie nicht überlebte. Wie der eingangs zitierte Brief zeigt, hatte es sich Freds Tochter Joanne schon über geraume Zeit zur Aufgabe gemacht, den Spuren ihres Vaters und ihrer Familie zu folgen und hatte damit einen langen, mühsa-

1 Brief von Fred Herzberg an die Autorin, St. Louis 26. Juni 2006.

men und schmerzvollen Weg der Annäherung begonnen. Ihre Nachforschungen stießen zunächst bei ihrem Vater auf Verwunderung und eine eher missmutige Ablehnung, stellten ihre Bemühungen und ihr Aufbrechen des Schweigens doch einen Tabubruch dar. Denn über das Schicksal seiner Angehörigen, die ja auch Johannes Familie waren, und über seine eigene gebrochene Biographie sprach Fred Herzberg allenfalls bruchstückhaft und nur in den äußerst seltenen Momenten, in denen ihm eine Öffnung möglich war. Das Unausgesprochene, das Schweigen und das Geheimnis, das Fred umgab, und dessen Wut und Schmerz seine Persönlichkeit zutiefst begründeten, wurden zu konstituierenden Bestandteilen des familiären Zusammenlebens: »Survivors homes were often stormy places.«²

Joanne kannte lediglich die wenigen Fotos ihrer Großeltern, ihrer Tante Gerda, der Urgroßmutter Emilie Frank und des sogenannten Stammhauses im dörflichen Kleinenmarpe und wusste nur, dass ihre Angehörigen tot waren. Über das Schicksal ihrer Familie verfügte sie allenfalls über fragmentarische Informationen, die ihr ihre Mutter stellvertretend übermitteln konnte. Bekannt aber war ihr hinlänglich, dass sich dieser Bereich zur Verbotszone entwickelt hatte, die tunlichst nicht zu berühren war.

Erst im Jahre 2002 hatte Fred Herzberg sich auf stetes Bitten bezeichnenderweise von Familienangehörigen der dritten Generation darauf einlassen können, seinen Lebensweg aufzuschreiben – ein konfrontierendes und schmerzvolles Unterfangen. Wie für viele Überlebende war dies auch für Fred erst im Alter möglich gewesen, nachdem er offenbar realisierte, dass die Wucht der Ereignisse durch Schweigen nicht leichter und die Abwehrmechanismen im Laufe des Alters schwächer wurden. Erst nach Jahrzehnten wurden die Schrecken der Verfolgungszeit und die erlittenen Verluste für ihn, um es psychologisch auszudrücken, »bewusstseinsfähiger«³ und überhaupt formulierbar. Diese biographischen Notizen überantwortete er seinen Angehörigen im Alter von über achtzig Jahren unter dem Titel »My Story«⁴ mit der Maßgabe, dass die Aufzeichnungen, die er mit den folgenden Worte einleitete, zumindest zu seinen Lebzeiten den familiären Kreis nicht verließen: »I have been asked by some of you to write my life's story. Although I am not a writer and not that proficient in English (not having had any lessons in English) will attempt to do so, and at least talk about the most important events that shaped my life.«⁵

2 Eva HOFMAN: *After such Knowledge. A Meditation on the Aftermath of the Holocaust*. London 2005, S. 89.

3 Hans KEILSON: *Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Untersuchung zum Schicksal jüdischer Kriegswaisen*. Stuttgart/Gießen 2005, S. 248.

4 Fred HERZBERG: *My Story*. St. Louis 2002. Unveröffentlichtes Manuskript.

5 Ebd., S. 1.

Endlich war Fred nun also in der Lage, seine lebensprägenden Ereignisse in Worte zu fassen, nachdem dieses Thema jahrzehntelang als »verboten«, so der in der Familie auch heute noch übliche auf Deutsch verwendete Ausdruck, tabuisiert worden war. Joanne Herzberg zufolge vermochten erst diese sehr späten Ausführungen ihres Vaters etwas von seinem Wesen zu enthüllen und ihn als vollständigere Persönlichkeit aufscheinen zu lassen: »Now he was a person.«⁶

Sie begleitete ihren Vater durch den Prozess des mühevollen Niederschreibens und erlebte dabei einmal mehr seinen überwältigenden Schmerz. Durch die Darstellung seines Lebensweges durch Fred selbst vermochte er, Zusammenhänge herzustellen und Informationslücken zu schließen, aber vor allem gelang es ihm, das Zentrum seines Leids zu benennen: der Verlust von geliebten Menschen durch den Völkermord und das Gefühl von Schuld. Denn auf Fred Herzberg lastete nicht nur die sogenannte Überlebensschuld, die er mit vielen Geretteten der Verfolgung auf tragische und zugleich verkehrte Weise teilte, denn Schuld traf die Täter und nicht die Opfer. Was Fred zeitlebens belastete, war zudem das Gefühl, versagt zu haben und letztlich am Tod seiner Anverwandten schuld zu sein. Er hatte Deutschland als Siebzehnjähriger mit dem Auftrag verlassen, seine Familie in das rettende Exil nachzuholen und sie damit vor Bedrohung und Mord zu bewahren. Diese Rettung war ihm trotz all seiner verzweifelten Bemühungen nicht gelungen. Rationale und schlüssige Erklärungsversuche, dass dies ein Unterfangen gewesen war, das den Rahmen von Freds Möglichkeiten vollkommen überstieg, erreichten nicht den Kern dieses Traumas. Eine »Begnadigung« – um in dem Bild von Schuld und Strafe zu bleiben – gab es für ihn nicht.

So blieb auch Fred Herzberg in der Vergangenheit gefangen und haderte mit sich und der lähmenden Ohnmacht, der widerfahrenen Katastrophe einen Sinn zu verleihen, sich von Schuld und Scham frei zu sprechen und trotz allem weiterzuleben. Als Überlebensstrategie wählte Fred Herzberg, wie viele andere Betroffene auch, die Möglichkeit, seine Vergangenheit – und damit auch einen Teil seines Selbst – in einer Art Kokon, »a cocoon of silence«⁷, abzukapseln und zu schützen. In diesem Kokon blieb eine ganze Welt verborgen.

Fred Herzberg schwieg nicht nur innerhalb seiner Familie über seine Vergangenheit. Er hatte nie einen öffentlichen Auftritt als Zeitzeuge gesucht und hatte Anfragen jedweder Oral History Projekte stets abgelehnt. Auch als Zeuge vor Gericht ist er nie in Erscheinung getreten. Er empfand es nicht als seine persönliche Mission, über die Verbrechen der NS-Zeit im Gespräch oder in schriftlicher Form Zeugnis abzulegen. Da sich in seinem von Verlusten geprägten Leben allerdings so vieles als verlierbar erwiesen hatte, maß er, seinem humanistischen Wertesystem folgend, Bildung und Erziehung als nicht raubbare Güter einen hohen Stellenwert

6 Interview mit Joanne Herzberg, Detmold 4. September 2011.

7 HOFMAN 2004, S. 25.

bei. Ihm als Betroffener war es aus vielen Gründen nicht möglich, seinen Lebensweg in den historischen Zusammenhängen darzustellen und seine Erfahrungen auf eine exemplarische Ebene zu verlagern, ohne dabei sein individuelles Schicksal und das seiner Familie zu nivellieren oder gefühltermaßen gar zu verraten.

Nicht ohne Grund – so sollte es seine Tochter Joanne deuten – hinterließ er keine restriktiven Vorgaben zum Umgang mit seiner Hinterlassenschaft, die auch sein persönliches Archiv enthielt. Hier fanden sich nicht nur Fotos der vertriebenen und der ermordeten Familienmitglieder, sondern eine sorgsam in Hängeordnern verwahrte umfangreiche Sammlung von Briefen, Dokumenten und Postkarten, die seine Angehörigen, Freunde und Bekannte während der Verfolgungszeit an ihn hatten senden können. Es gab keine Verfügungen, diese in vielerlei Hinsicht wertvollen Hinterlassenschaften zu vernichten. Diesem Mikrokosmos versuchte sich zunächst Joanne Herzberg zu nähern, denn sie gehört zu der Generation der Nachgeborenen, die das lastende Erbe ihrer Eltern anzutreten bereit ist, die beharrlich Fragen stellt und sich letztlich auf die Suche nach der familiären und auch ihrer eigenen Identität begeben hat. Doch dieser Versuch der Aufarbeitung dient nicht nur der Selbstvergewisserung oder der identitätsstiftenden Verwurzelung dieser Generation. Es ist eine Hinwendung zum Vater, zu den Angehörigen, zu den Ermordeten, Vertriebenen und Entwurzelten, deren ehrendes Gedenken offenbar erst durch die Nachgeborenen der zweiten oder gar dritten Generation möglich ist.

Durch Übermittlung von persönlichen Dokumenten durch die Autorin im Jahre 2006, konnten die Kontakte zu Fred Herzberg vertieft werden, der sich von den Bemühungen berührt zeigte: »You are truly helping [my father] at the end of a tortured life. [...] He has spent a lifetime not asking others for help or favors, always depending on himself and being self sufficient. [...] He then [...] accepts that there are people in the world that are willing to try to do for him what he hasn't been able to do for himself.«⁸

Ebenfalls durch Joannes Vermittlung wurden beeindruckende telefonische Kontakte ermöglicht, in denen Fred Herzberg vor allem die Sorge um seine Tochter zum Ausdruck brachte. Auf seine Initiative hin erfolgte das Gespräch auf Deutsch. Über seine Vergangenheit und seine Verfasstheit angesichts des Besuchs seiner Tochter in Deutschland – und damit im Land der Täter – und in seiner Geburtsstadt sprach er nicht. Auf die Frage, ob er in einem persönlichen Gespräch dazu in der Lage gewesen wäre und ob ein Interview mit dem Herzkranken, der sich Zeit seines Lebens vor der Überwältigung durch seine Gefühle schützen musste, zu verantworten gewesen wäre, gibt es keine Antwort. Denn Fred Herzberg starb im Januar 2008, ohne dass es zu einer persönlichen Begegnung gekommen ist. Dies, und diese persönliche Einlassung sei erlaubt, bedaure ich bis heute.

8 Email von Joanne Herzberg, St. Louis vom 25. März 2006.

Als Joanne Herzberg es nun oblag, die Hinterlassenschaften ihres Vaters zu sichten, sah sie sich zu einem weiteren Tabubruch genötigt. Denn hier befand sich, und dies war der Familie bekannt, das einzig Sichtbare, was Fred Herzberg von seiner Familie geblieben war: Jene Briefe, Postkarten, Fotos und Dokumente, sowie Dinge, die sein religiöses Leben bereichern sollten, die ihm vorrangig seine Eltern in den Jahren 1939 bis zu ihrer Deportation im Jahre 1942 zugesandt hatten. Zudem enthielt sein persönliches Archiv Briefe von Verwandten und Bekannten, von denen manche umgekommen waren und manche das rettende Exil erreicht hatten. Diese Sammlung hatte Fred Herzberg bis zu seinem Tod in perfekter Ordnung, gleichsam als »alleiniger Leibwächter der Sachen«⁹ gehütet und sorgsam weggeschlossen – und doch war sie immer gegenwärtig. Er selbst war der Einzige, dem er Zugang zu diesem Archiv und damit zu seinen »Trauerobjekten«¹⁰ gewährte, und er allein wusste, was sich darin verbarg und welcher Teil seiner Biographie sich dort aufschlüsseln ließ. Von Zeit zu Zeit hatte Fred Herzberg darin gelesen, vielleicht nach Klärung suchend, und hatte sich auf diese Weise seiner Vergangenheit und dem Trauma des Verlustes ausgesetzt. Zugleich diente diese Konfrontation möglicherweise dazu, sich seiner selbst und seines früheren Lebens zu vergewissern und sich auf den langen Weg der Annäherung an seine lebensprägenden Themen zu begeben. Die Briefe und Postkarten erhielten angesichts dessen eine über sich selbst hinausweisende Bedeutung, stellten sie doch eine letzte Verbindung und eine Erinnerungsbrücke zu den geliebten Menschen dar, die er verloren hatte. Zusammen mit Fotos und anderen Erinnerungsstücken waren sie gleichsam der materielle Beweis ihrer Existenz. Bis zu seinem eigenen Lebensende hatte er diesen letzten Dingen durch ihre sorgsame Bewahrung die Treue gehalten. Möglicherweise ersetzten sie für ihn, der nur fragmentarische Kenntnisse über die letzten Lebensjahre seiner Familie und ihrem gewaltsamen Ende hatte, in ihrer symbolischen Verdichtung den Grabstein: »Nicht einmal Gräber gibt es für diese Menschen. Der einzige Beweis, dass sie jemals auf der Welt waren, liegt in ihren Briefen.«¹¹

Somit ergibt sich ein Spannungsfeld von drei Positionen bzw. von drei Haltungen gegenüber dieser Briefsammlung: Zum einen ist es die von Fred Herzberg, an den die Briefe und Postkarten ursprünglich gerichtet waren. Für ihn waren es die letzten Zeugnisse seiner ermordeten Familie, es waren stumme und gleichzeitig spre-

9 Die Bürde, die das Aufheben von Dingen (oder auch Briefen) für manche Überlebende bedeuten kann, thematisiert Mona KÖRTE: Armband, Handtuch, Taschenuhr. Objekte des letzten Augenblicks in Erinnerung und Erzählung. In: Wolfgang BENZ / Claudia CURIO / Andrea HAMMEL (Hg.): Die Kindertransporte 1938/39. Rettung und Integration. Frankfurt a.M. 2003, S. 171–185, hier S. 175.

10 Ebd., S. 172.

11 So formulierte es Franziska Nunally, eine Überlebende des Völkermords, die ihre gesamte Familie verloren hatte. Auch sie überlebte, weil ihre Eltern sie rechtzeitig nach England geschickt hatten. Zit. nach Gudrun MAIERHOF / Chana SCHÜTZ / Hermann SIMON (Hg.): Aus Kindern wurden Briefe. Die Rettung jüdischer Kinder aus Nazi-Deutschland. Berlin 2004, S. 37.

chende Boten einer zerstörten Welt, durch die sich die schmerzliche und immerwährende Gegenwart der Vergangenheit manifestierte.

Für Joanne Herzberg waren es zum anderen die lang gehüteten und strikt bewachten Briefe ihres Vaters, von denen sie ahnte, dass sie *ein* Schlüssel, *ein* möglicher Zugang zu der Welt waren, die ihr Vater für sich behalten hatte. Hier öffnete sich nicht nur ein Weg zu einem erweiterten Verständnis seiner Persönlichkeit und seines Lebensweges: Der gesamte Familienzusammenhang, in dessen Netzwerk sich nicht nur Fred verwurzelt hatte, sondern in dem sich letztlich auch Joanne verorten wollte, offenbarte sich in dieser Sammlung.

Die Hinterlassenschaften waren ein schwieriges Erbe und stellten in vielerlei Hinsicht eine Herausforderung dar. Denn abgesehen von der inneren Barriere, sich nun überhaupt an die »verbotenen« Zeugnisse zu begeben und Ordner, Alben und Kisten zu öffnen, warf die Sprachbarriere nun das nächste Problem auf: Der größte Teil der Briefe liegt auf Deutsch und in Handschriften vor, die sie selbst nicht entziffern kann. Joanne Herzberg verfügt über keine ausreichenden Deutschkenntnisse, die ihr die Lektüre der Briefe ermöglichen würden. Nur wenige Zeugnisse sind maschinenschriftlich überliefert, und nur ein geringer Teil der Briefe ist auf Englisch verfasst worden. Weder ihr Vater noch ihre ursprünglich aus Hamburg stammende ebenfalls jüdische Mutter Lore Müller, eröffneten Joanne einen effektiven Zugang zur deutschen Sprache oder leiteten sie gar zu einem systematischen Spracherwerb an.

Deutsch war für Fred Herzberg offenbar die Sprache, die in eine vergangene, in sich abgeschlossene Welt gehörte, die er mit seiner Tochter nicht teilen konnte oder wollte. Es war die Sprache der Kindheit und der Jugend, die in dem neuen Leben in Freiheit nur unter Vorbehalten ihren Platz fand. Trotzdem behielt die Muttersprache auch für Lore und Fred Herzberg ihre identitätsbildende Funktion und gehörte unabdingbar zu ihrer Persönlichkeit. Vor allem der auch nach Jahrzehnten hörbare deutsche Akzent verwies die Eltern gleichsam auf ihr anderes, früheres Ich und erinnerte sie möglicherweise an den Flüchtling in ihnen selbst, den sie vielleicht, so steht es zu vermuten, nie losgeworden sind.¹² Aus Sicht der Tochter integrierten sich ihre Eltern nie vollständig in die amerikanische Gesellschaft, deren stolze Mitglieder sie zwar waren, in der sie aber trotzdem im Kontakt mit anderen deutschstämmigen Emigranten bisweilen eine Enklave bildeten, die europäische Gewohnheiten und Mentalitäten weiter trug.

Fred Herzbergs Nachlass, so wurde Joanne Herzberg im Kontext der regionalen Geschichtsforschung sehr bald deutlich, war nicht nur eine private, familiäre Sammlung, deren Tragweite sich aus den genannten Gründen bisher nicht erschlossen hatte, sondern es handelt sich bei diesem Konvolut um eine historische Quelle von

¹² Vgl. KÖRTE 2003, S. 179.

außerordentlichem Rang, die nicht nur in Detmold, sondern in der gesamten Region Lippe einzigartig ist. Somit wird die dritte Haltung der historisch-wissenschaftlichen Position zu den Herzbergschen Briefen evident. Es eröffnet sich allerdings auch das Spannungsfeld zwischen ihrem privaten und dem öffentlichen Interesse, in dem sich Joanne nun wiederfand. Obwohl sich Joanne auf keine testamentarischen Verfügungen zum Umgang mit den Dokumenten stützen konnte, vermochte sie sich zu einer Freigabe des Materials zur Auswertung und Veröffentlichung zu entschließen, da ihr der historische und exemplarische Wert der Sammlung vermittelt werden konnte.

Für die Forschung handelt es sich um ein ungewöhnlich umfangreiches, dichtes Konvolut – es umfasst 451 Briefe und Postkarten aus den Jahren 1939 bis 1942 sowie 1945 und 1946, einige Schreiben sind undatierte Fragmente –, das aus der Perspektive der Verfolgten direkt und zeitnah, ohne interpretatorische Bearbeitung aus der Situation des Erlebens heraus entstanden ist. Die vorliegende Briefsammlung setzt zu Beginn des Jahres 1939 ein, nachdem durch die antisemitischen Ausschreitungen vom November 1938 auch den Herzbergs sehr deutlich vor Augen geführt worden war, dass sie Deutschland verlassen und um ihr Leben fürchten mussten. Moritz Herzberg hatte einige Wochen Haft im Konzentrationslager Buchenwald erlebt und setzte nun alles daran, sich selbst und seine Familie außer Landes zu bringen. So oblag es zunächst seinem Sohn Fritz, im Februar 1939 die Familie zurückzulassen, um von England aus den Weg für seine nächsten Verwandten zu ebnen und eine Flucht zu ermöglichen. Mit seinem Abschied von den Angehörigen in Not und dem Beginn eines neuen Lebens in der Fremde wird die vorliegende Korrespondenz eröffnet. Es sind Selbstzeugnisse eines ehemals großen Familienzusammenhangs, die zwischen NS-Verfolgung und Deportation bzw. Auswanderung entstanden sind. Somit sind diese Briefe in einer extremen Belastungssituation und in einem fortdauernden Ausnahmezustand verfasst worden.

Auf der einen Seite der Korrespondenz finden sich die im Deutschen Reich Zurückbleibenden, die zwar eine Emigration planten, aber denen die Flucht letzten Endes nicht gelingen sollte. Sie fanden sich in der ausweglosen Lage der Ausharrenden, die in einem fortgesetzten Entrechtungs- und Ausgrenzungsprozess und in einem gegenmenschlichen System um ihr Leben fürchteten. Ihre Erfahrungen, ihr sich tagtäglich verschlechternder Alltag – also ihr situativ spezifischer Rahmen, der Referenzrahmen genannt werden kann – war aus Gründen nicht mitteilbar, die zu erörtern sein werden.

Durch die andere Seite dieses Briefwechsels wird die Position der Emigranten deutlich, die gewungenermaßen ein Leben in der Fremde aufnehmen und sich in die Unwegsamkeiten des Exils begeben mussten. Ihr Referenzrahmen, ihre Erfahrungen auf fremden Kontinenten mit anderen Kulturen und Mentalitäten ließen sich ebenfalls nur sehr begrenzt kommunizieren. Beide Seiten waren aufs

Engste miteinander verknüpft: In einem weitreichenden familiären Netzwerk waren die Emigranten potentielle Helfer und Lebensretter, auf deren Kontakte, Ratschläge, Hinweise und letztlich auf die verwandtschaftliche Nähe die Zurückbleibenden angewiesen waren. Diejenigen, denen die Flucht gelungen war, waren in verzweifelter Sorge um ihre Angehörigen, die sie in Not wussten, mit der Familie verbunden.

Briefe aus der Verfolgungszeit und erzwungenen Emigration dienten der Mitteilung und des Austauschs von Alltäglichem, soweit dies noch darstellbar war. Im Laufe der dramatischen Entwicklung wurden aus ihnen karge Lebenszeichen, die keine Rückschlüsse auf die reale Lebenssituation zuließen. Trotzdem waren es Kontakte zur Außenwelt, deren Antwort zur Überlebenshilfe wurde. So konnten sie moralische Hilfe und Unterstützung sein, und sie vermittelten vor allem das Gefühl, nicht völlig verlassen und aufgegeben zu sein: »ein gewaltiger Schutz gegen Verzweiflung«¹³.

Entscheidend ist bei der vorliegenden familiären Briefsammlung, dass es sich hierbei *nicht* um eine dialogische Korrespondenz handelt. Keine Antwort des Adressaten Fritz bzw. Fred Herzberg, die er an die Familie, Freunde und Bekannte geschrieben hatte, ist erhalten geblieben. Seine Reaktionen, Einschätzungen und Repliken können demnach nur anhand der vorliegenden Briefe mit allen Unwägbarkeiten erschlossen werden. Umso deutlicher wird hier die Notwendigkeit, den Entstehungszusammenhang zu rekonstruieren¹⁴, und auch das familiäre sowie weitere soziale Gefüge im Wandel in Betracht zu ziehen. Denn ein gemeinsames Erleben als Voraussetzung oder als innere Grundlage des Briefwechsels war nicht mehr gegeben.¹⁵ Zum anderen aber wird auch klar, dass die Einordnung dieser Dokumente nicht nur in den familiären, sondern auch in den historischen Zusammenhang unabdingbar ist. Oder anders ausgedrückt: Ohne eine Kontextualisierung, ohne eine Analyse des Referenzrahmens sind diese Dokumente, in denen so vieles verschwiegen wird und unerwähnt bleibt, nicht angemessen zu verstehen oder in ihrer Tragweite zu ermessen.

13 So formulierte es der Schriftsteller Ernst Weiß im Mai 1938, der sich in bitterer Not im Exil befand. Zit. nach Frank WENDE: Briefe aus dem Exil. 1933–1945. In: Klaus BEYRER / Hans-Christian TÄUBRICH (Hg.): Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation. Heidelberg 1996, S. 172–183, hier S. 179.

14 Vgl. Irene GÖTZE / Klara LÖFFLER / Birgit SPECKLE: Briefe als Medium der Alltagskommunikation – Eine Skizze zur kontextorientierten Auswertung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 89, 1993, S. 165–183, hier S. 177.

15 S. hierzu Ina LORENZ: Verfolgung und Gottvertrauen. Briefe einer Hamburger jüdisch-orthodoxen Familie im »Dritten Reich«. Hamburg 1998, S. 9.

Briefe stellen durch ihr hohes Maß an Authentizität eine sehr eindrückliche Quellengattung dar.¹⁶ Im Gegensatz etwa zu lebensgeschichtlichen Zeitzeugeninterviews, Ermittlungsakten und Autobiographien, die mit zum Teil erheblichem zeitlichem Abstand verfasst worden sind, unterliegen diese Dokumente keiner nachträglichen Deutung und Einordnung des Erlebten. Zudem unterscheiden sich Briefe von biographischen Berichten insofern, als in diesen oftmals eine deutende Überformung vorgenommen wurde, die die biographische Geschlossenheit im Nachhinein gewährleisten und möglicherweise die eigene Lebensgeschichte erträglicher und erklärbar machen soll.

Briefe sind eine wichtige Quelle für die geistesgeschichtliche und insbesondere für die alltagsgeschichtliche Forschung. Nicht nur hinsichtlich ihres Inhalts, sondern auch in Bezug auf ihre Funktion eröffnen sie eine Vielzahl von historisch relevanten Zugängen. Diese familiäre Korrespondenz fußt in dem sozialen Gefüge des ostwestfälischen, lippischen Landjudentums bzw. dem jüdischen kleinbürgerlichen Milieu in der Kleinstadt Detmold. Die Dokumente gehören vornehmlich der Kategorie Privat- bzw. Familienbrief an, die durch Vertrautheit und Intimität geprägt ist und die sich nicht an eine breite oder gar öffentliche Leserschaft wendet. Es handelt sich um Schreiben, die nicht der Aufklärung, sondern eher der Selbstvergewisserung und der Herstellung von familiärer Nähe dienen sollten und demnach auch nicht unter dem Gesichtspunkt des Zeugnisablegens oder gar mit literarischen Ansprüchen verfasst wurden. Diese Dokumente verdeutlichen auf beklommene Weise, dass der Brief für die Menschen in Not und akuter Bedrohung oder in der Verlorenheit des Exils zum wichtigsten Kommunikationsmittel und oftmals zum einzig verbliebenen Hoffnungsträger wurde. Durch das geschriebene Wort, durch bisweilen »bestürzend ähnlich lautende Zeilen«¹⁷, wurde das fragile familiäre Beziehungsnetz aufrechterhalten, das den Schreibenden den Halt in ihrem bedrohlichen Alltag bieten sollte. Die Korrespondenz zwischen den Familienmitgliedern diente der Aufrechterhaltung des Familiengedächtnisses, in dem die Erinnerungen an das gemeinsame Leben bewahrt wurde, und ebenso der Erhaltung der Familienidentität, die sich jeden Tag von außen in Frage gestellt sah.

Die erzwungene Auswanderung bzw. Flucht sind in diesen Briefen das alles beherrschende Thema, so dass die katastrophale Emigrationspolitik ebenso ihren Niederschlag findet wie Erfahrungen, Möglichkeiten und Einschränkungen der Betroffenen. In diesen Dokumenten werden das Schwinden von Perspektiven und dramatische Veränderungen von Lebensentwürfen transportiert, ohne dass Einzelheiten oder der prozesshafte Charakter der Entrechtung explizit benannt würden.

16 Vgl. Oliver DOETZER: »Aus Menschen werden Briefe«. Die Korrespondenz einer jüdischen Familie zwischen Verfolgung und Emigration 1933–1947. Stuttgart 2002, S. 2f.

17 Frauke DETTMER: »Ich bin gesund und es geht mir gut.« Briefe aus Konzentrationslagern und Ghettos. In: Informationen zur schleswig-holsteinischen Zeitgeschichte, 1998, S. 213–218, hier S. 216.

NS-Terror, Verfolgung und Völkermord bleiben jedoch stets im Hintergrund präsent und müssen in diesen Briefen mitgelesen werden.

Das Vertrauen in Rechtsstaatlichkeit und Schutz, auch der ›deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens‹, wurde durch das tägliche Erleben antisemitischer Entrechtung, durch entgleiste Werte und durch Ausgrenzung zerstört. So bot sich vielen der erzwungene Rückzug in den Halt der jüdischen Gemeinschaft als einzig verbliebene Möglichkeit. Doch auch hier zeigt sich durch die Briefe ein Wandel vor allem der innerfamiliären Beziehungen, der mit Rollenverlusten einherging und der die Identität des einzelnen und der gesamten Familie nachhaltig in Frage stellte. Da der persönliche Kontakt durch einen brieflichen ersetzt wurde, löste sich der einstmals gemeinsame Referenzrahmen auf, und das Familiengefüge geriet ins Wanken. Um trotz der nicht nur räumlichen Trennung im Austausch bleiben und am Leben der anderen teilhaben zu können, wurde das Briefschreiben das wichtigste Kommunikationsmittel zwischen den Angehörigen. Ein unmittelbares Erleben war nicht mehr möglich, und so brauchten beide Seiten der Korrespondenz doch wenigstens die auch vor ihrem inneren Ohr erklingenden Worte und die Schrift auf dem Papier, die zumindest etwas von der vermissten Nähe vermitteln konnten.

Der damals häufig gebrauchte Ausspruch »aus Kindern werden Briefe« traf auf viele Zurückbleibende zu und deutet auf das Zerreißen der gewohnten Bindungen. Bereits 1937 war die folgende Passage im Israelitischen Familienblatt zu lesen, in der sich eine Vielzahl der zurückgelassenen Eltern wiederfanden und sich angesprochen fühlten: »Aus Kindern werden Briefe! Ich weiß nicht, wo ich das gehört habe. Aber es ist das richtige Wort. Menschen werden zu beschriebenen Papier [...] Ich höre nicht mehr den Ton, mit dem sie sprechen, ich sehe nicht mehr die Augen, mit denen sie mich anblicken, wenn sie sehr glücklich oder wenn ihnen sehr weh ist.«¹⁸

Die vorliegenden Briefe zeichnen des Weiteren ein differenziertes Bild vom Leben der Emigrierten und ihrer problematischen Existenzgründung in der Fremde. Enttäuschungen, Heimweh, der Verlust von materiellen Dingen und finanzielle Not werden hier ebenso deutlich wie die Betriebsamkeit eines Neubeginns und erste

18 Israelitisches Familienblatt (Berlin) vom 15. April 1937, S. 9. Nicht nur Monika RICHARZ bezieht sich auf diese Aussage in dem von ihr herausgegebenen Band *Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918–1945*. Stuttgart 1982, S. 52. Auch DOETZER 2002 wählt ein ähnlich lautendes Zitat als Titel seiner Arbeit. S. auch Barbara VON DER LÜHE: »Aus Kindern werden Briefe ...«. Zur Auswanderung jüdischer Kinder aus Deutschland (1933 bis 1939). In: *Tribüne. Zeitschrift zum Verständnis des Judentums* 22, 1983, S. 123–132. Reiner LEHBERGER / Ursula RANDT: »Aus Kindern werden Briefe«. *Dokumente zum Schicksal jüdischer Kinder und Jugendlicher in der NS-Zeit*. Hamburg 1999.

Erfolge, die durch die drückende Sorge um zurückgebliebene Familienmitglieder und Freunde schwer belastet wurden. Diese Schreiben boten Informationen und konkrete, praktische Handlungsanweisungen zu Auswanderung, Visa, Transportmöglichkeiten und Fragen in Devisenangelegenheiten, die (über)lebenswichtig sein konnten. Sie legen aber auch Zeugnis ab von einem Leben in einer völlig fremden Welt mit ebenso fremden Mentalitäten, zumeist in anfänglicher wirtschaftlicher, aber auch in innerer Not – vor allem durch die Sorge um die in Deutschland Zurückgebliebenen und auf Rettung Hoffenden. Eine Rückkehr der Vertriebenen in ihre Heimat war in absehbarer Zeit oder auch gar nicht zu erwarten. In dieser ständigen Ausnahmesituation erhielt auch für sie der Brief einen neuen und bis dahin ungekannten Stellenwert. Sie hatten sich gezwungen gesehen, von heute auf morgen ihr Leben zu verlassen, und fühlten sich einer neuen und völlig fremden Situation ausgeliefert. Der verbleibende Briefkontakt war für viele zunächst die einzige Möglichkeit, einen Halt in der familiären Rückversicherung zu finden. Die Verbindung zu den Zurückbleibenden gestaltete sich allerdings nicht nur zensurbedingt als schwierig. Die erheblichen Laufzeiten der Briefe verhinderten einen steten oder gar aktuellen Kontakt, denn die Informationen hatten schon längst ihre Aktualität eingebüßt, wenn die Post endlich ihren Adressaten erreichte. Ein Wiedersehen mit den Angehörigen – in welchem Land auch immer – wurde im Laufe der Zeit unwahrscheinlicher, bis die Hoffnung auf eine Zusammenführung der Familie durch das generelle Auswanderungsverbot für Juden vom Oktober 1941 letztlich erstarb.

Die Schreibenden wussten um die offizielle Zensur und hatten unter Druck und mit Angst gelernt, die geringste Anspielung auf ihre eigene oder gar auf die politische Situation zu vermeiden oder diese entsprechend zu verschlüsseln.¹⁹ Hinzu kam neben der offiziellen Zensur, die die Kommunikation erheblich einschränkte, eine Selbstzensur – ein komplexes System des rücksichtsvollen Verschweigens und Verharmlosens der realen Alltagswelt. So wurde eine ›doppelte Mauer‹ errichtet, mit der jede Seite versuchte, sich selbst und auch das Gegenüber zu schützen. Durch diese Vermeidungs- und Verleugnungsstrategien entstanden brüchige Konstruktionen einer fiktiven, erdachten und erwünschten Lebenswelt, die dem doppelten Druck von Zensur und Rücksichtnahme Rechnung trug.

Dieses Zensursystem hat zur Folge, dass Entrechtung und Verfolgung der jüdischen Bevölkerung in den Briefen aus Deutschland keinen Niederschlag finden. Aus der zeitgenössischen Perspektive der in Deutschland wartenden Briefschreiber ist von der ständig wachsenden Gefahr nichts zu erfahren. Wüsste man also nicht

19 »Mit welcher Angst vermeiden wir heute in Briefen die geringste Anspielung auf politische Mißstände, wie haben wir das Zittern vor Zensur und Verfolgung gelernt!« Viktor KLEMPERER: Curriculum Vitae. Erinnerungen 1881–1918. Bd. 2. Berlin 1996, S. 402f.